

«Eine stille Wut treibt mich an»

Dominic Nahr hält mit seiner Kamera den Ukraine-Krieg fest. Eine Auswahl seiner Fotos ist aktuell in Appenzell zu sehen.

Claudio Weder

Die Wiesen leuchten saftig-grün und aus der Ferne grüsst der Säntis. Postkartenidylle in Appenzell Innerrhoden. Und mitten in dieser heilen Welt, in einem Restaurant, sitzt ein von den Strapazen seiner Arbeit gezeichnete Fotograf und bestellt einen Kaffee.

Er habe nur zwei Stunden geschlafen und leide unter starkem Heuschnupfen, entschuldigt sich Dominic Nahr für seine geschwollenen Augen. Der 40-Jährige hat zurzeit eine volle Agenda, es stehen Interviews und Filmdreharbeiten an. Und wenige Tage nach dem Gespräch wird er bereits wieder im Flugzeug Richtung Ukraine sitzen. Weg von der Postkartenidylle, mitten hinein ins Kriegsgeschehen.

Seit 18 Jahren Kriegsreporter

Dominic Nahr reist seit 18 Jahren in die Kriegs- und Krisengebiete auf dieser Welt, um das Geschehen dort fotografisch festzuhalten. Seit 2021 ist er bei der NZZ als Fotograf und Bildredaktor angestellt und begleitet seit Anfang 2022 regelmässig Zeitungskorrespondenten in der Ukraine. Insgesamt vier Monate verbrachte er dort seit Beginn des russischen Angriffskriegs, bis zu zwei Wochen am Stück dauern seine Einsätze.

Eine Auswahl seiner Fotos zeigt Nahr noch bis Ende August in der Gruppen-Ausstellung «Die ganze Welt in Appenzell» im Kulturraum ink. Seine Bilder gehen unter die Haut: Da ist ein Massengrab zu sehen, Schützenpanzer, zwei Verwundete, die von Sanitätern verarztet werden. Da ist eine ältere Frau, die durch den Schnee stapft, in jeder



Dominic Nahr wurde 1983 in Heiden geboren und wuchs in Hongkong auf. Heute lebt er in Zürich und arbeitet als Bildredaktor und Fotograf für die NZZ. Bild: Michel Canonica

Hand eine Wasserflasche, die sie von einer Hilfsorganisation erhalten hat. Oder ein Soldat namens Wassili, der sich von seiner Frau Natascha verabschiedet, bevor er wieder an die Front muss.

Sushi und Polterabende

Dominic Nahr kommt in Heiden zur Welt und wächst in Hongkong auf. Heute ist er in Zürich wohnhaft. Dass er schon in allen Ecken der Welt gelebt hat, hört

man seinem Dialekt an: Er spricht «Swinglish», eine Mischung aus Schweizer Deutsch und Englisch.

Als 22-Jähriger dokumentiert er für eine Hongkonger Zeitung tagelang gewaltsame Massenproteste. Das Fotografieren in Kriegs- und Krisengebieten wird von da an zu seiner Leidenschaft: Später reist er in den Kongo, nach Somalia, Afghanistan, Fukushima oder Haiti. «Ich bin gerne dort, wo sich etwas bewegt, wo Geschichte geschrie-

ben wird», sagt er. Heute ist Dominic Nahr ein international bekannter Fotograf, seine Bilder erscheinen in renommierten Magazinen wie im «Time Magazine», «National Geographic» oder im «Wall Street Journal».

Doch was treibt ihn an, in Kriegs- und Krisengebiete zu reisen? «Sobald ich merke, dass etwas falsch läuft, werde ich getriggert. Es ist eine Art stille Wut, die mich antreibt, den Krieg zu dokumentieren.» Ihn interessiert aber nicht nur der

Krieg an sich, sondern vielmehr das Leben dazwischen, zwischen Bombeneinschlägen und Raketenangriffen. «Gerade in der Ukraine finde ich es eindrücklich, dass für die Bevölkerung das Leben normal weitergeht. Die Leute essen Sushi und feiern Polterabende – auch wenn einige Kilometer weiter die Bomben einschlagen.» Ebenso sei es faszinierend, den Kampf- und Überlebenswillen der Ukrainerinnen und Ukrainer hautnah mitzerleben. «Ge-

nau deshalb liebe ich meine Arbeit.»

Mit Helm und schusssicherer Weste

Wenn sich Dominic Nahr in der Ukraine aufhält, nächtigt er in normalen Hotels, fährt Zug, besucht Restaurants – «die Lebensrealität unterscheidet sich fast kaum von jener in der Schweiz», sagt er. Mit Ausnahme, dass er bei der Arbeit oft einen Helm und eine schusssichere Weste trägt. Denn die Gefahr ist real: «In der letzten Zeit kamen mehrere Journalisten ums Leben. Und zwar an Orten, an denen ich auch schon war.» Der Bombenalarm ist omnipräsent. Manchmal hört er auch, wie Bomben einschlagen, bei einem Einsatz in Cherson sogar im Minutentakt. Lange hält sich Nahr aber jeweils nicht an der Front auf. Er fotografiert mit Weitwinkelobjektiven und muss daher nah an seine Motive ran. «Je weiter weg ich von der Front bin, desto geringer ist die Gefahr für mich», relativiert er.

Als Dominic Nahr nach seinem allerersten Einsatz in der Ukraine wieder in der Schweiz ankam, ging ihm das Geräusch von einschlagenden Bomben nicht mehr aus dem Kopf. Das war im März 2022. Mittlerweile betrachtet er seine Einsätze als normalen Job. Der Respekt vor der Arbeit aber bleibt. Und ein bisschen Angst habe er immer, wenn er sich in Zürich von seiner Freundin verabschiedet und ins Flugzeug steigt. «Wenn ich keine Angst hätte, würde etwas nicht mehr stimmen.»

Hinweis

Ausstellung «Die ganze Welt in Appenzell», bis 26. August, Kulturraum ink (Engelgasse 3, Appenzell)

Emines verwunschener Garten

In der Kunsthalle St. Gallen setzt sich Melike Kara mit ihrer kurdisch-alevitischen Herkunft auseinander.

Christina Genova

Die Werke breiten sich wie üppige Beete über den Boden aus. Die Besucherinnen und Besucher befinden sich mitten in Emine's Garten und bahnen sich ihren Weg durch die «Pflanzungen». Emine, so hiess Melike Karas Grossmutter. Sie war die Verbindung zu den kurdisch-alevitischen Wurzeln der in Köln lebenden Künstlerin.

Die Grosseltern der 37-Jährigen kamen in den 1960er-Jahren als Gastarbeiter aus der Osttürkei nach Deutschland. Die Ausstellung «Emine's Garden» in der Kunsthalle St. Gallen ist eine Hommage an die 2019 verstorbene Grossmutter und eine Auseinandersetzung mit Melike Karas eigener Mehrfachzugehörigkeit als Kurdin der dritten Generation.

Der Ausstellungstitel bezieht sich nicht nur auf den Garten der Grossmutter in der Türkei und ihren Schrebergarten in

Deutschland, sondern auch auf die sich überlagernden Erinnerungsschichten von Melike Karas Familie und jener der seit Jahrhunderten verfolgten kurdischen Aleviten, deren Kultur vor allem mündlich überliefert wird.

Lange verbotene Sprache

Das Siedlungsgebiet der Kurden erstreckt sich über die Türkei, Syrien, Iran und Irak, heute leben sie über die ganze Welt verstreut. «Da die kurdische Sprache in der Türkei lange verboten war, bekannten sich meine Grosseltern erst in Deutschland zur kurdischen Kultur und Tradition», sagt Melike Kara.

Die erste Schicht im Garten bilden vergrösserte Fotografien aus der umfangreichen Sammlung der Künstlerin. Es sind sowohl Familienfotos als auch Fotos aus dem erweiterten Freundes- und Bekanntenkreis. 2014 hat Melike Kara begonnen,



Melike Karas installative Malerei ist ausschliesslich auf dem Boden der Kunsthalle zu sehen. Bild: Benjamin Manser

sie zusammenzutragen: «Es gibt keine öffentliche Institution, welche sich um die kurdische Geschichte kümmert», sagt sie.

Verblässende Erinnerungen

Die Überlieferung wird zusätzlich dadurch erschwert, dass

verschiedene kurdische Dialekte existieren. Die Fotografien hingegen überwinden sprachliche Barrieren, dies verleiht Emine Karas Installation etwas latent Politisches. Die milchig-weiße Lasur, mit welcher die Fotos überarbeitet sind, legt sich als melancholischer Schleier

darüber und macht deutlich, wie die Erinnerungen langsam verblassen.

Dadurch, dass die Fotos einheitlich in Schwarz-Weiss gehalten sind, verschwimmen die Hierarchien, und Privates mischt sich mit Kollektivem und Amtlichem: ein Reisepass, Landschaften, Eltern mit einem Kleinkind, ein junger Mann mit Schlaghose, ein gestrickter Hausschuh, Kerzen, die bei alevitischen Zeremonien eine wichtige Rolle spielen. Der vor allem in der Türkei verbreitete alevitische Glaube enthält Elemente des Sufismus und vorislamischer Religionen.

Malerei, die Blüten treibt

In einer nächsten Schicht hat Melike Kara die Fotografien mit Gipsornamenten in Pastelltönen versehen. Sie erinnern an gehäkelte Handarbeiten und legen sich manchmal zart wie Zucker-

guss, manchmal in wuchernden Haufen über die Bilder. Ein weiteres Element sind Motive aus traditionellen Teppichen, welche die Künstlerin mit Acrylfarbe auf die Fotografien gemalt hat. Die wiederholten Zwangsumsiedlungen der Kurdinnen und Kurden innerhalb der Türkei führten dazu, dass sich Motive und Knüpftechniken veränderten.

Die letzte Schicht bilden fünf grossformatige Gemälde mit gestisch-abstrakten Kompositionen, die sich in ihrer Farbigkeit und den schemenhaft erkennbaren Ornamenten auf die anderen Lagen in Emine's wunderbarem, verwunschener Garten beziehen. Es sind Melike Karas ganz eigenen Beete, wo die Pflanzen nun ausschlagen und neue Ableger und Blüten bilden.

Hinweis

Bis 24.9., öffentliche Führung Dienstag, 11.7., 18 Uhr.